

Im Jahre 1501 gründete Conrad Celtis in Wien das „Collegium poetarum et mathematicorum“, um sowohl die Rhetorik, Grammatik und die Dichtkunst als auch die Naturwissenschaften zu fördern. Damals war es noch üblich, dass Dichter auch als gute Naturwissenschaftler wirkten und Letztere humanistisch gebildet und schriftstellerisch tätig waren. Damals war es noch möglich, praktisch das gesamte Wissen der Zeit zu beherrschen. Und es existierte noch nicht die Angst davor, sich lächerlich zu machen, wenn man außerhalb seines gelernten Fachgebiets etwas leistete und es daher bloß dilettantisch betrieb. D.h. die extreme Spezialisierung und damit scharfe Trennung in Naturwissenschaften, Geisteswissenschaften und Künste kam erst viel später auf.

Zwar ist es heutzutage nicht mehr möglich, Universalgelehrter im traditionellen Sinne zu sein, doch Walther Menhardt ist ein Beispiel dafür, dass auch in unserer Zeit eine Verknüpfung scheinbar völlig widerstrebender Sphären möglich ist. Er ist als Physiker in Wissenschaft und Technik sehr erfolgreich und er hat mit seinem Debütroman „Die Gegenwart Uhlings“ ein Buch vorgelegt, das ihn im besten Sinne des Wortes als Schriftsteller qualifiziert. Es ist mir eine Freude, dazu heute Abend ein paar Worte sagen zu dürfen: danke für die Einladung!

Zuerst möchte ich kurz die literarische Qualität des Buches erläutern, danach seinem geistes- und philosophiegeschichtlichen Standort nachspüren. – Aus literarästhetischer Sicht sind es in meinen Augen vier Punkte, die den Roman besonders auszeichnen:

- 1) Der Text ist in sich geschlossen und stellt sowohl in Bezug auf die Gedankenwelt als auch den Inhalt betreffend eine Einheit dar. Er umfasst in einer Rahmenhandlung einen überschaubaren Zeitraum und erzählt dazwischen eine komplex aufgebaute, spannende Geschichte voller Zeitsprünge, Tempus- und Perspektivenwechsel. Nie wird das Wahrscheinlichkeitsempfinden des Lesers oder die innere Logik der Handlung verletzt. Die Haupthandlung selber – so unvollendet die beschriebene Biographie Uhlings auch immer ist – findet ein klares Ende, auf das die gesamte Erzählung zusteuert. Gleichzeitig gibt es zahlreiche Handlungsstränge, die viele, über die unmittelbare Romanhandlung hinausweisende Themen aufwerfen.

- 2) Walther Menhardt bedient sich in seinem Roman eines ganz persönlichen, ich möchte fast sagen merkwürdigen Sprachstils, welcher der Stimmung und der Intention des Werkes vollkommen angemessen ist. Niemals verfällt er in einen stilistischen Eklektizismus, wie es so manchem Anfänger passiert. Auch bleibt er nicht in jener heute so üblichen, oft langweiligen realistischen Erzählweise haften, sondern fordert immer wieder die Aufmerksamkeit des Lesers und überrascht kunstvoll mit unvertrauten Formulierungen und Perspektiven.
- 3) Der Roman zeichnet sich durch sehr genaue Personenbeschreibungen aus, es entstehen lebendige Charaktere, deren Handeln und Sprechen stimmig sind. Dabei tragen Detailschilderungen von scheinbar nebensächlichen Verhaltensweisen entscheidend dazu bei, dass die Figuren des Romans nicht als schematisch gezeichnete, eindimensionale Typen erscheinen, sondern uns als komplexe Individuen mit einer greifbaren Persönlichkeit begegnen.
- 4) Der Roman besitzt eine große inhaltliche Vielschichtigkeit. Daher kann die Frage, worum es darin geht, nicht mit einem Satz beantwortet werden. Exemplarisch möchte ich kurz einige thematische Aspekte aufzählen.
 - Selbstverständlich geht es um die verschiedenen Spielarten menschlicher Beziehungen und der Liebe – der Liebe zwischen Mann und Frau, zwischen Eltern und ihren Kindern, aber auch der Liebe zum Leben und zur Natur.
 - Rein äußerlich betrachtet ist „Die Gegenwart Uhlings“ ein Science-fiction-Roman. Noch ist Psyris – jenes Instrument zur Steuerung des menschlichen Charakters und Verhaltens – keine Realität unseres Lebens. Von der Gestaltung ist das Buch jedoch auch ein psychologischer Roman, der die Antriebe und Motive menschlichen Verhaltens in aller Subtilität auslotet.
 - Auf der anderen Seite machen ihn die philosophischen Exkurse zu einer Abrechnung mit großen Teilen der abendländischen Kultur, wobei es um den Gegensatz von Körper und Geist genauso geht wie um den von Selbst- und Fremdbestimmung.
 - Dabei steht durchgehend die Frage nach der Verantwortung des Wissenschaftlers für seine Erfindungen im Vordergrund sowie die Sorge um die menschliche Integrität angesichts der Bedrohung der Freiheit. Es geht in dem Roman um Macht, es geht um das Seelenheil und um die

Würde des Menschen. Und letztlich geht es – wie bei jeder ernst zu nehmenden Literatur – um die Sinnfrage.

Mit dieser Auswahl an Facetten und Aspekten wollte ich Ihnen den inhaltlichen und gedanklichen Reichtum des Romans andeuten.

Wenn man „Die Gegenwart Uhlings“ liest – und ich hatte die Ehre, den Roman bereits vor der Veröffentlichung als einer der Ersten lesen zu dürfen -, merkt man den Naturwissenschaftler hinter den Zeilen. Davon zeugen die sehr präzisen Beschreibungen, die luciden Schilderungen, die nüchtern-abstrakten Reflexionen und die auffallend vielen Metaphern, die der technischen Vorstellungswelt entstammen. Nichts Schwammiges, keine Möchtegern-Tiefsinnigkeit, geschweige denn Pathos oder Rührseligkeit mischen sich in den Text. Zugleich finden sich aber immer wieder ästhetisch ansprechende Passagen voller Poesie.

Der dominante nüchterne, parataktische Stil – der sich durch besonders viele Hauptsätze und Satzreihen, durch die sparsame Verwendung von Adjektiven sowie die Häufung von Ellipsen auszeichnet – macht diesen Roman zu einem modernen Werk.

Wenn ich sage, dieser Roman ist modern, klingt das trivial. Natürlich, der Inhalt setzt die moderne Naturwissenschaft und die moderne Lebensweise voraus, er könnte in der Gegenwart spielen, und der Stil biedert sich keiner überkommenen Form an. Das Bewusstsein aber, aus dem heraus der Text geschrieben wurde – ich erlaube mir diese kühne Assoziation – erinnert an die alten Griechen. Er ist ein Loblied auf den Geist, spielt sich doch der Großteil des Inhalts im Kopf, d.h. in der Vorstellung des Protagonisten ab, der im Krankenhaus „papierdünn unter der Decke“ liegt. Und man spürt seine Freude über das Dasein, das ihm nicht mehr als nur immer neue Erinnerungsschübe bieten kann; er genießt sie, selbst wenn sie unangenehme Begebenheiten betreffen. Die äußerliche Handlung ist reduziert auf das Erleben im Kopf eines Menschen, der mit der Außenwelt nicht mehr kommunizieren kann.

Gleichzeitig – und dies ist m.E. ein sehr gelungener Zug des Buches – stellt es eine Apotheose des Körpers dar. Auf S. 62 heißt es bezeichnenderweise: „Die Handlungen des Verstandes sind keine Basisroutinen, sie sind Überbau, sie benötigen den sicheren Kranz des Lebendigen: Blut, Schweiß, Durst und weite Blicke. Nur von diesem Fundament aus kann der Geist vordringen.“ Und da Uhling einsieht, dass ohne neue Impulse keine lebendigen Gedanken möglich sind, findet die Kraft des

Geistes am Ende des Buches einen Höhepunkt, indem der Protagonist durch den eigenen Willen sein Herz zum Stillstand bringt.

Das Buch schöpft also aus dem altgriechischen Bewusstsein, als noch keine künstliche Spaltung des Menschen in Geist und Körper existierte. Erst im 3. Jh. n. Chr. erklärte der Philosoph Plotin, der Begründer des Neuplatonismus, körperliche Freuden für belanglos, was das Christentum – namentlich durch den Hl. Augustinus – dann so wirkungsmächtig aufgriff und Letztere weitgehend zur Sünde erklärte. Auch ist Walther Menhardts Buch durchdrungen von dem Wissen um die naturwissenschaftlich belegbare Abhängigkeit des Denkens von körperlichen Dispositionen: „Jeder hat einen Stein, in den seine Gedanken eingefräst sind“, heißt es etwa auf S. 285. Die Gedanken – der Geist – schweben also nicht in einem ungreifbaren Raum, über den jeder seine Behauptungen aufstellen und ihn nach Belieben idealisieren kann. Dahinter steckt auch die Einsicht in die Determiniertheit menschlichen Wollens und Handelns. Diese Determiniertheit macht den Menschen zur Person, bedingt seinen Charakter, macht ihn liebens- oder hassenswert und bis zu einem gewissen Grad berechenbar. Die tiefe Frage des Buches nun lautet: was geschieht, wenn die physischen Voraussetzungen des Geistigen durch technisches Können umgestaltet werden und seine Seele so umprogrammiert wird? Im Buch heißt es: „Das Teuflische an Psyris ist, dass es die Engramme auf den Steinen umfräsen kann.“ Was aber bleibt dann vom Menschen, vom Ich? Wie müssen wir – denkt man sich in die Möglichkeit hinein – durch einen solchen Eingriff unser Menschenbild möglicherweise adaptieren?

Der Protagonist vereint – wie angedeutet – in seinem Denken und Fühlen Daseinsbejahung und Sinnenfreude bei gleichzeitiger höchster Reflexion. Und weil es ihm nicht um die Unterordnung unter göttliche Gebote geht, lebt er – und auch das ist griechisch – in einer Welt ohne Sünde, ja es fehlt ihm eigentlich jegliche metaphysische Verankerung. Für die Griechen – zumindest bis Platon – waren die Götter empirische Realitäten, die die Welt lenkten, so wie für Uhling die Maxwell'schen Gleichungen – nicht mehr.

Seit dem frühen Mittelalter prägen zwei Ideen das christliche Abendland: die Gottesfurcht, die zu Gehorsam und tugendhaftem Verhalten führen soll, sowie das planende Streben des Menschen nach der Beherrschung der Welt – bis hin zum zeitgenössischen Machbarkeitswahn, der durch technische Steuerung grenzenlose Sicherheit und Macht garantieren will. Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, dass gerade der abendländische Mensch, dem die Religion jahrhundertlang Demut im

Namen Christi predigte, eine Naturwissenschaft und Technik schuf, die aller Mäßigungs- und Zurückhaltungsideale spottet.

Auch die Griechen verehrten das Maßvolle und warnten vor Maßlosigkeit und Hybris; aber sie taten dies aus einem bestimmten Menschenbild, nicht aus Angst vor einem Gott, der das Maßlose als das Unmoralische bestrafen zu müssen glaubt. Sie wussten um die menschliche Beschränktheit und Unvollkommenheit und strebten letztlich nach einem guten Leben im Diesseits. Sie opferten zwar, um die Götter umzustimmen und ihren Zorn zu besänftigen, aber nicht aus Liebe zu ihnen. Die Götter spielten mit den Menschen, ohne dass diese auf Gnade hoffen konnten – daraus erwuchs die Tragödie –, sie waren aber nicht dazu da, um Trost zu spenden und dadurch moralisch zu konditionieren und zu disziplinieren. Daher konnte es damals auch keine Heiligen geben, die einige wenige Tugenden für absolut erklärten und sich so anschickten, den Großteil des Menschlichen zu verteufeln. Zwar lehrten in der Antike Philosophen auch Askese und starre Selbstbeherrschung, aber sie versuchten damit bloß, Lebenshilferezepte zu verbreiten, und maßten sich nicht die Interpretation eines göttlichen Willens an.

So gesehen waren die Menschen des Altertums auf eine merkwürdige Weise frei in ihrem Denken, man möchte fast sagen aufgeklärt. Und um genau diese innere Freiheit – bei aller Determinierung durch körperliche und soziale Prozesse – geht es Uhling, wenn er über die Macht der Manipulation nachdenkt: „Psyris ist ja nur eines von vielen Mitteln, den Menschen in eine andere Form zu gießen. Die Regeln des heiligen Benedikt stellen solch eine psychophysische Dampfwalze dar.“ (S. 291)

Der Einfluss der Religion auf das Denken und Handeln der Menschen hat – zumindest in unseren Breiten – ohne Zweifel stark nachgelassen. Die nun aufgeworfene Frage ist, ob nicht eine technisch ausgeklügelte neuropsychologische Steuerung an ihre Stelle treten und einen Totalitarismus bislang ungekannten Ausmaßes errichten wird. Dass die Verantwortung dafür in letzter Konsequenz der Erfinder, der Wissenschaftler selbst trägt, der erst viel zu spät die Folgen seiner Konstruktion erkennt, das ist die quälende Einsicht, die das ganze Buch durchzieht. Ich habe es nicht gezählt, aber zu den häufigsten Sätzen des Romans zählt dieser aus dem Mund Uhlings: „Ich hätte Psyris nicht veröffentlichen sollen.“ Ob aber der subjektive Verzicht auf eine wissenschaftliche Veröffentlichung, die anfangs nur als reizvolles Spiel bzw. als therapeutische Methode daherkommt, die inhumane Entwicklung einer Gesellschaft verhindern oder bloß verzögern kann, das ist die schaurige Perspektive, die der Roman aufreißt, ohne sie zu einer Lösung führen zu können. Genauso wenig wie die immer drängende Sinnfrage.